Ist man nun mit Hilfe aller dieser und noch vieler anderer „Zaubermittel" zu einem glücklichen Resultat gelangt, so hilft eine Kindsfrau, Ebesta genannt, der Natur nach, indem sie die Form des Kopfes verbessert; dazu umwickelt sie das Köpfchen des Neugeborenen so fest, daß der Blutumlauf an der Stirne gehemmt wird und rote Flecken entstehen. Sie knetet die verschiedenen Gesichtsvorsprünge und reibt sie mit Oel ein — im Notfalle tut's auch Speichel. Während des Stillens streicht die Mutter dem Kinde von der Nase gegen das Haar hinauf, um ihm dadurch ein schönes Auge zu verschaffen. Man reibt den Hals des Kindes, damit kein Kropf entstehe, der leider in Bosnien, speziell bei Moslims, so oft zu sehen ist. Die Ohren bindet man fest, und an den Lippen wird herum gequetscht, damit sie klein bleiben. Die Brust wird durch Auflegen von Watte gefüllt, Kernchen und Beinchen aber, so selbst den Bauch, faßt man so fest ein, daß sich das arme Würmchen nicht rühren kann.

Sofort nach der Geburt des neuen Weltbürgers eilen die Nachbarinnen herbei und stärken die Mutter mit besten Speisen, das Kind jedoch darf beileibe nicht angesehen werden, da es durch einen bösen Blick sofort „verschrien" werden könnte. Zumindest darf niemand einen Laut der Bewunderung entschlüpfen lassen, und wenn das doch geschieht, beschwört die Ebesta das Malheur sofort durch den Ruf „Mischallah!"

In Bosnien bedeutet das Wort „Verschreien" eine Art unsichtbares Etwas und heißt Urok. Nach Ansicht der Muslimanin stirbt die halbe Menschheit infolge des Verschrienwerdens. Der Gegenmittel gibt es eine Legion: nach dem Aufsam (Abendgebet) soll das Kind nicht mehr das Haus verlassen; Zauberformen müssen heimlich gelesen werden; auch ist es nützlich, daß die besorgte Mama das Gesicht ihres Sprossen — bedeckt. Außer dem Urok sind noch die Strvoka, die Dgramma und der Schejtan gefürchtet; letzterer steckt speziell in schwarzen Katzen, denen man daher auszuweichen trachtet.

Um den bösen Geist fernzuhalten, beschreibt die Mutter alljährlich einen Kreis mit Kreide um die Wiege, welche bei arm und reich aus Holz gefertigt, recht klein ist und sich vom Boden eine Spanne hoch abhebt. Bald wird das Kindlein fleißig beschenkt und an seinem Häubchen werden Dukaten angebracht.

Nach dem ersten Bade reicht ihm die Mutter zuerst die rechte Brust, wobei sie auf die tadellose Reinheit ihrer Finger sieht, damit das Kind nicht — kahlköpfig werde. Daß ein Kind vom Urok besessen ist, beweist vieles Weinen desselben. Findet man einen Stein in der Gabel eines Baumastes, den ein Gassenjunge einmal hinauf warf, so lege man ihn, ohne daß er vorher zur Erde fällt, unter das Polster des Kindes; sofort sucht das Urok das Weite.

Nach 8 Tagen legt die Ebesta ihr Ehrenamt nieder, nachdem sie nach allen Seiten reiche Geschenke verteilt hat.

Seinen Namen erhält der Neugeborene am siebenten Abend, oft nach dem betreffenen Geburtsmonat; z. B. nach dem Fastenmonat Ramazan — Ramo beziehungsweise Ramija oder Redschebb, aber natürlich auch Osman, Mohammed, Omer, die Mädchen Fatima, Hasschda, Emma, Bernerfche, Damische usw.

Patenschaft gibt es gewöhnlich erst beim ersten Haarschnitt und bei der Hochzeit. Ist aber ein Kind sehr schwach, so eilt der Vater, einen Paten zu suchen, und nimmt den ersten besten, den er begegnet, sei es auch ein Christ oder Zigeuner. Der Pate heißt Kum, die Patin Kuma, auch Kumija; beide gelten als nahe Verwandte. In der Regel wird der Pate schon früher erwählt und das Zusammentreffen mit ihm auf der Gasse ist eine vorher besprochene Sache.

Am achten Tage kommt das Kind in die Wiege, und zwar trägt es der stärkste Mann aus dem Bekanntenkreise hinein, dabei Gebete aus dem Koran murmelnd, wodurch man eine Uebertragung seiner Kraft auf das Kleine erhofft.

In der Regel bleibt die Wöchnerin nur eine Woche (Defsa) zu Bett, ist sie aber mit Glücksgütern gesegnet, auch sechs. Selbst die Mennite verläßt erst nach dem 40. Tage das Haus. Nach Ablauf obiger Frist werden bei allen Bekannten Besuche gemacht, wobei es an gegenseitigen Geschenken nicht fehlt.

Aus dem mehr oder minder ruhigen Benehmen des Kindes während jener 40 Tage folgert man auf ein künftiges Temperament. Beginnt es später zu sprechen, so wird es zwar talentvoll, aber ein Faulpelz.

Die chinesischen Frauenfüße.

— Die Unsitte der Verstümmelung der Füße bei den chinesischen Frauen hat die Europäer stets mit Staunen und Abscheu erfüllt, obgleich angesichts der vielen Modetorheiten unserer Frauen zu einer Ueberhebung kaum eine Berechtigung vorliegt. Normal entwickelte und erhaltene Füße dürfte man auch bei den berüchtigten Europäerinnen, soweit sie sich der Mode unterwerfen, nur ausnahmsweise finden, und der Unterschied zwischen der Mißhandlung eines europäischen und eines chinesischen Damenfußes ist mehr nur ein solcher des Grades. Die Frauen niederer Stände, die tüchtig arbeiten müssen, haben auch in China unverstümmelte Füße, da sie sonst ihren Pflichten im Hause und auf dem Felde gar nicht genügen können. Die goldenen Lilien, wie die Chinesen die verkrüppelten Frauenfüße nennen, deren Hülle die Größe eines kleinen Kinderschuhs hat, gelten wohl auch dort gerade deshalb als Merkmal vornehmer Abkunft, weil sie auf ein Leben des Müßiggangs hinweisen.

Wie die Prozedur vor sich geht, die Füße klein auf zurichten, hat man längst erfahren und eine Beschreibung davon findet sich schon in älteren Schriften über chinesische Sitten. Eine eigentliche Erforschung dieser Verunstaltung ist aber erst durch die Anwendung der Röntgenstrahlen möglich geworden und sie enthüllt den Grad der Mißbildung, die dem Fußknochen durch die Einzwängung in Binden aufgenötigt wird, in einem geradezu erschreckenden Grade. Die Füße werden, wenn das Mädchen 5 oder 6 Jahre alt ist, mit starken Baumwollstreifen von 7—8 Meter Länge und etwa 10 Zentimeter Breite umwickelt und diese Bandagen bleiben jahrelang unberührt. Die Kinder leiden oft furchtbar darunter, besonders zur Nachtzeit, wenn die Füße warm werden und anschwellen. Bei dem Tiefstand der ärztlichen Kunst in China ist es schwer, sich von den möglichen Folgen dieser Mißhandlung eine Vorstellung zu machen, doch kann es als sicher gelten, daß sie zuweilen sogar mit dem Tode bezahlt wird, wenn der Brand hingerafft. Es ist aber scheinbar selbst unter dem Einfluß der Umwälzungen aller chinesischen Gebräuche, die sogar den Zopf zu Fall gebracht hat, äußerst schwer, die Unsitte der Fußverstümmlung auszurotten. Ein Mitarbeiter des „Lancet" versichert, daß sie in den besseren Klassen des Volkes noch immer sehr in Uebung ist, obgleich es nicht an einem Verein zu ihrer Bekämpfung fehlt. Auch die Verbreitung der europäischen Kritik in Verbindung mit der ärztlichen Aufklärung über die Gefahr des Brauches haben ihm nicht viel Abbruch tun können.

Woher er eigentlich stammt, ist nicht mehr sicher festzustellen. Nach einer Sage hat er sich eingebürgert als Nachahmungstrieb, da eine besonders verehrte Kaiserin mit einem Klumpfuß begabt war, der nunmehr als Gipfel der Schönheit gepriesen wurde. Eine andere Ueberlieferung sagt, daß die chinesischen Männer diese Barbarei erfunden hätten, um ihre Frauen an dem Davonlaufen zu hindern. Die Chinesin, die einmal einen verstümmelten Fuß hat, kann nie wieder zu annähernd normalen Gebrauchswerkzeugen gelangen. Namentlich nach dem Uebertritt zum Christentum haben chinesische Frauen versucht, ihren Füßen wieder die Freiheit zu geben, mußten aber bald davon Abstand nehmen, weil die Schmerzen nach dem Lösen der Binden noch viel furchtbarer waren als bei ihrer Anlegung. Die Knochen des Fußes selbst sind eben in ihrem Wachstum durch den Zwang durchaus verändert, manche zusammengepreßt, andere weit über das gewöhnliche Maß vergrößert, und in späteren Jahren können sich diese Verunstaltungen nicht mehr ausgleichen.

Der Grund, weshalb erst die Anwendung der Röntgenstrahlen zu einer genauen Aufklärung der Folgen des Fußbindens in China geführt hat, liegt namentlich darin, daß es für eine Chinesin der Gipfel der Schamlosigkeit wäre, einem Mann, und daß noch dazu Fremden, ihren bloßen Fuß zu zeigen. Bei der Aufnahme mit Röntgenstrahlen ist das aber nicht nötig, und deshalb kann man zu solchen Photographien, an denen die Verunstaltung der Knochen aufs Genaueste zu erkennen sind, leichter und sicherer gelangen. Eine chinesische Frau mit natürlichen Füßen war bis auf die neueste Zeit in der guten Gesellschaft unmöglich, und die Sitte wurde um so zäher festgehalten, als sie ein unterscheidendes Merkmal zwischen den Frauen der Chinesen und den Mandschus bildete. Die Mandschufrauen tragen statt dessen auf Schuhe mit sehr hohen Hacken, die gerade unter der Mitte des Fußes sitzen. Diese Fußbekleidung, die noch mehr an europäische Unsitten erinnert, ist dann freilich auch viel besser und Augenzeugen berichten von der berühmten Kaiserin-Witwe, daß sie in solchen Schuhen kaum zu gehen vermochte und sich immer mit beiden Händen auf die Schultern ihrer Dienerinnen stützen mußte, wenn sie die Audienzhalle durchschritt.

Lustige Ecke.

Der gute Anzug.

In einem Klub in Washington kam ein Herr in ein Gespräch mit einem hervorragenden Finanzmann und Vertreter des Südens. Der große Mann liebt vor allem die Sparsamkeit, und niemand kann einige Zeit mit ihm sprechen, ohne daß er auf sein Lieblingsthema, eben die Sparsamkeit, käme. Mitten im Gespräch lenkte er diesmal die Aufmerksamkeit seines Gegenüber auf den Anzug, den er selbst trug. „Ich habe niemals daran geglaubt", sagte er, und dabei öffnete er noch den Rock, damit der andere auch ja alle Einzelheiten des Schnittes bewundern könnte, „daß es Sinn hat, Phantasiepreise für Kleider nach Maß zu zahlen. Sehen Sie her, das ist ein Anzug, für den ich ganze acht Dollars und 98 Cents bezahlt habe. Der Schein ist trügerisch. Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich für meinen Anzug 35 Dollar bezahlt hätte, so würden Sie ganz gewiß glauben, daß das wahr wäre." Der andere musterte mit einem Blick den Anzug des großen Finanzmannes und erwiderte dann: „Ich würde es glauben, wenn Sie es mir telephonisch sagten!"

Das beste Mittel. Smith: „Und haben Sie denn nun einen Käufer für Ihr Grammophon gefunden?" Stone: „Aber gewiß. Ich habe es 15 Stunden hintereinander spielen lassen; da haben sich die Nachbarn zusammengetan und es mir gemeinsam abgekauft."

Ausschlaggebend. Sie: „Wenn Sie durchaus darauf bestehen, will ich Ihnen auch sagen, daß zwei Gründe mich bestimmen, Sie nicht zu heiraten." „Und die wären?" „Erstens Sie und zweitens ein anderer Mann."

Ein schwerer Fall. Ein junger Arzt erhielt eines Abends spät von drei Kollegen folgendes Briefchen: „Kommen Sie doch bitte in den Klub zu einer Partie Bridge!" „Einstelle, mein Lieb", sagte er zu seiner Frau, „hier werde ich leider wieder fortgerufen. Es ist ein schwerer Fall — es sind schon drei andere Aerzte da."

Die tapfere Kleine. Klein Dorothy und ihr Papa hatten ein Stück zu gehen, und der letztere sagte: „Dorothy, sollen wir gehen oder den Autobus nehmen?" „Ja, Papa", sagte die Kleine, „ich will gehen, wenn du mich trägst."

Knackmandeln.

Lösung des magischen Zahlen-Quadrats aus Nr. 30:

9	19	22	25	28
20	23	**29**	11	17
31	**12**	**15**	**18**	24
13	19	**26**	**22**	10
27	30	8	14	21

Es sind auch noch einige andere Lösungen möglich, die gleichfalls als richtig gelöst angesehen sind.

Richtige Lösungen gingen ein 41. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 59. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frieda Weidner, Frau Franziska Rennert, Ernst Kuhl, Fritz Kramer, Frieda Wolfsang, Frieda Stelzner, Otto Nölling, Hermann König, Paul Rothe, Walter Wolfsang, Erich Müller, Gustav Grunicke, Arno Stölze, Hermann Blume, Hans Schultz, Arthur Jacob, Marta Leibeck, Otto Schmude, Käthe Breitter, H. Winkler, Geschwister Schultze, Marg. Pretsch, Anna Hennicke, Dora Schultze, Werner Flinzer, Otto Ahmann, Frau Anna Koch, Emma Lehmann, Curt Frubnert; von auswärts: Karl Leisenberg, Merseburg, O. Löber, Nietleben, Franz Plato, Nietleben, Wilh. Hahnemann, Schafstedt, Franz Seidler, Unterröblingen, K. Müller, Wittenberg, Karl Schumann, Nietleben, Friedr. Franke, Martha Troitsch, Wolfen, Karl Beliecke, Dessau, Lina Oertel, Breslau, Fritz Henning, Merseburg.

Die Prämie:

„Der gute Ton", v. Dr. Franz Albrecht.

entfiel auf Maria Leibeck, hier.

Ergänzungsrätsel.

— d, — il, Str —, — st, — sel, Fes —, Ge —, — sel, W —, — sister, — r, — id, — st, Kan —.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach anstelle der Striche gesetzt die obigen Wörtteile zu bekannten Hauptwörtern ergänzen.

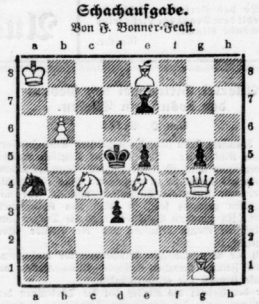
Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von F. Bonner-Fraß.



Weiß. (7+6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 29.

Von D. Locock. (Leisure Hour-Turnier, 1. Preis.)

W. Ke1, Df8, Lb7, b5, Sd1, c5, Bb4, f3, g5.
Schw. Ke4, Df7, Lf1, Sg7, Th3, Ba6, c4, d6, f5, f4.

1. Df8—b8, Ke5 2. Db8+. — 1 . . . Kf5: 2. Df8, f. — 1 . . . Kd3, 2 Sf4+. — 1 . . . Hf3 2. Se7+. — 1 . . . Sf5: 2. Se7+. — 1 . . . Se6 2. Se7+: — 1 . . . e2 2 Sd1 — e3+.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 31 — Halle a. S., Sonntag, den 2. August — 1914

Jahrtausend' fordert's eh' ein Stand gediegt,
Und eine Stunde oft in Stand ihn beugt.

Byron.

Das Gletscherlicht.

Von Konrad Martin Laut.

In der bescheidenen Guggihütte an der Nordwestwand des Mönchs war das Abendessen beendet.

Die beiden jüngsten Mitglieder der Bergsteigergruppe hatten die Teller, Töpfe und Schüsseln am Herd mit geschmolzenem Schnee gewaschen und rückten nun an die älteren Herren heran, die mit den Führern am Holztische saßen und aus den kurzen Pfeifen rauchten.

Vor den Fenstern draußen ging der Weg eben voller Feierlichkeit zu Rüste. Blaue Schatten, von einem sanften Rosenrot verklärt, fielen vom hohen Jungfraujoch wie Schleier über den silberflimmernden Schnee und krochen, beständig dunkler werdend, die Steilabhänge des Mönchs hinab zur kleinen Scheidek, von der die ersten Lichter glühwurmgleich aus der schwindelnden Tiefe heraufglänzten.

Das Gespräch der wenigen Menschen in dem einsamen Berghaus war den Aufgaben des nächsten Tages gewidmet. Man wollte über die Nordwand des Mönchs zum Joch und dann durch die oberen Gletscherpartien zum Eiger zurück. Der schöne Abend mit seinen kalten und warmen Tönen versprach einen ebenso schönen folgenden Tag, und da die heutige vorbereitende Kletterei nicht sonderlich angestrengt hatte, gab man sich wohlig dem Frieden der Stunde hin.

Allmählich ging das Plaudern zu allgemeinen Geschichten über. Jeder der Aelteren hatte in seinem Bergsteigerdasein ernste und aufregende Stunden gehabt. Der eine war am Tschingelhorn in einen Schneerutsch geraten und nur durch die Tüchtigkeit seines Führers gerettet worden. Ein anderer hatte sich am Schwarzen Mönch verstiegen und eine schlimme Nacht auf schmaler Felsinsel zwischen den Hängen in Furcht und Hoffen verlebt. Dem Dritten hätte am Schreckhorn beinahe ein faustgroßes Felsstück die Schädelbecke zertrümmert, wenn nicht Nachbar von Grindelwald ihn im letzten Augenblick zur Seite gerissen hätte. Alle erzählten ihre Erlebnisse mit jener Beschaulichkeit, die eine gute Bergstunde im Kreise Gleichgesinnter erzeugt.

Nun stand nur Peter von der Alm, der tüchtigste Führer aus dem Lauterbrunnental, mit seinem Bericht noch aus. Man wußte, er war ein schweigsamer Mensch, der nicht leicht zum Reden zu bringen war. Auf seinen Touren sprach er so wenig wie möglich, weil er den Grundsatz hatte, daß schnelles Entschließen und kraftvolles Handeln beim Bergsteiger besser wären, als langes Bereden und Mahnen. Er war eben auch ein bedachtsamer, nachdenklicher Mensch, der an langen Winterabenden in alten Historien las und geheimnisvolle Beziehungen zu der gewaltigen Bergwelt seiner Heimat unterhielt. Sein Glaube, daß feindliche Dämonen in den Schründen und Klüften der stolzen Viertausender lebten, war unerschütterlich, und jedes neue Unglück erschien ihm wie eine Bestätigung dieses Glaubens. Nach den Andeutungen seiner Führerkollegen hatte er auch schon allerlei Gespenstisches und Grauenhaftes auf einsamen Wanderungen erlebt. Am Abend vor der schweren Katastrophe, die vor wenigen Jahren dem tapferen Peter Inäbnit und dem berühmten Alexander Burgener mit fünf anderen den Tod brachte, wollte er am Eigerfirn ein weißes Weib auf dem Schneefichl gesehen haben, der bald darauf die Männer über die Felsrippe schlug.

Jetzt saß er, ein wenig in sich gekehrt, die Pfeife in dem braungegerbten Gesicht, am Guggihüttenfenster und starrte mit seinen wasserblauen Augen nach den Scheidekfichtern hinunter, die in der zunehmenden Dunkelheit stärker zu leuchten begannen.

„Na, Peter, habt Ihr uns heute gar nichts zu erzählen?" Der frühe Forstprofessor aus Zürich, der morgen zum achtenmale dem tückischen Mönch auf den Leib rücken wollte, klopfte dem schweigsamen Mann vertraulich auf die Schulter. Auch die anderen redeten tapfer zu.

Es dauerte ein Weilchen, bis Peter die Aufforderung begriff. Mit seinen Sinnen war er in die Gletscherwelt geraten, und seine Blicke suchten noch immer die Lichter im Grund. Nun füllte er, aus seiner Träumerei erwachend, neuen Tabak in die Pfeife, schob den kaltgewordenen Tee zur Seite und wendete sich an seine Kameraden.

„Etwas erzählen könnte ich schon; ihr glaubt es mir aber doch nicht, weil es so seltsam ist."

Nun war die Zunge des Wortkargen gelöst. Die kleine Schar versicherte ihn ihres Vertrauens, und Peter von der Alm begann:

„Die Lichter dort unten im Scheidek-Hotel sind schuld, daß mir heute die alte Geschichte wieder einfällt. Wir beide, der schon lange tote Andres Lauener und ich, hatten an einem Winterabend, kurz vor Weihnachten, ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. Mit zwei norddeutschen Herren, rechtschaffenen Menschen, die von uns sich führen ließen, waren wir noch acht bösen Stunden zum Mönchjoch gekommen und steuerten nun der Berglihütte zu. Die Herren waren von dem Marsch durch Eis und Schnee stark erschöpft, und wir hatten alle Mühe, sie über die Gletscherspalten zu bringen. Ein Nachtaufenthalt in der Hütte war unmöglich. Das höhnige Wetter und der stoßende Südwest ließen baldigen Schneefall erwarten, und wir waren, wenn wir blieben, in Gefahr, auf Tage eingeschneit zu werden.

Der Lauener redete also zu — ihr wißt ja, wie gut er das konnte — und weiter ging es über die Schründe und Brüche. Allmählich wurde es Nacht, und der Wind blies aus vollen Backen vom Joch herab. Mit meiner Bergsaterne voran, suchte ich Schritt um Schritt das beste Eis, die andern dicht hinter mir, der Lauener als stützender Schlußmann zuletzt.

Mit einem Male sah ich keine zweihundert Meter vor mir ein anderes flimmerndes Licht. Ich wunderte mich im Stillen und gab mit der Pfeife Signal. Der Sturm verwehte den Pfiff und brachte uns keine Antwort zurück. Ein neuer Versuch blieb gleichfalls unbeachtet.

Nun wurde mir doch etwas seltsam zu Mut. Ich hielt im Abwärtssteigen inne und fragte rückwärts den Lauener nach seiner Meinung. Auch er hatte das Licht gesehen, sich aber weiter keine Gedanken gemacht. Vielleicht sei es nur der Widerschein unserer eigenen Laterne auf den schneefreien Blöcken gewesen.

Wir hatten keine Zeit zu längerem Bedenken. Der Wind war zum Sturm geworden, und die Schneeflocken tanzten wie weiße Motten um die Lampe. Der Herr hinter mir stöhnte bei jedem Tritt; ich fühlte förmlich, wie die Kräfte ihn verließen.

An einer schmalen Schneebrücke zwischen abgrundtiefen Spalten, die im Flackerschein der Lampe noch fürchterlicher drohten, sah ich das rätselhafte Licht von neuem, diesmal zum Greifen nahe.

Kein Zweifel, es war eine zweite, uns nicht bekannte Partie, die denselben schweren Weg durch Nacht und Sturm zu machen hatte.

Ich schwang die Laterne über den Kopf und pfiff noch einmal.

Das Licht vor uns flog wie ein Funken empor, und ein häßlich schrilles Pfeifen gab den verlangten Bescheid.

Mein Hintermann bebte an allen Gliedern bei dem seltsamen, aufreizenden Signal.

Wir hatten jetzt Fühlung mit den Fremden bekommen, und weil weder Steinschlag noch sonst etwas zu befürchten war, rückten wir in schärfstem Tempo an sie heran.

„Das sind ja keine Menschen", stieß der hinter mir Steigende, zu Tode erschrocken, aus. „Geht doch nur, wie sie über den Gletscher huschen . . ."

Ich richtete die Blende der Berglampe voll auf die lautlos fortschreitende Gesellschaft, und auch mich packte ein unbestimmtes Grauen.

Es waren vier Männer, genau so viele wie wir. Sie trugen weder Joppen noch Mäntel, sondern graue, faltige Tücher, die im Sturmwind beständig flatterten. Am Stock ihres Vordermannes schaukelte eine kleine rote Laterne bei jeder Bewegung. Von den verhüllten Gesichtern war bei dem Schneesturm nichts zu erkennen. Selbst die Köpfe steckten wie abgehärtet, in den wehenden Laken.

„Nun aber vorwärts, Ihr Herren da vorn", rief Andres Lauener ungeduldig, „wir haben es eilig bei dem Wetter".

„Wir nicht, Ihr Herren", kam es fast spottend zurück.

„So macht uns Platz, wir müssen weiter . . ."

Als sei es ein Kinderspiel und nicht das tollkühnste Wagnis, auf diesen erstarrten Gletscherwogen und glasigen Abstürzen auch nur einen Fuß breit das feste Eis zu verlassen, trat die geheimnisvolle Gesellschaft zur Seite. Es war wie ein Gleiten hinaus in die Nacht. Das rote Licht an der Führerstange erlosch; die Stelle, wo sie noch eben gestanden, war leer.

Da trat etwas Grausiges ein. Mein Hintermann, der in lähmender Furcht sich dicht an mich gedrängt hatte, stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte, an mir vorbeigleitend, topfüber in die Tiefe. Das harte Aufschlagen des Körpers an einer der Gletscherwände war einen Augenblick zu hören. Dann setzte der pfeifende Jochwind mit neuem Ungestüm ein."

Peter von der Alm hielt inne in seiner Erzählung und schöpfte Atem. Das ungewohnte Sprechen hatte ihn heiß gemacht, und der Schweiß stand in dicken Perlen auf seiner eckigen Stirn.

„Und weiter?" forschten die Zuhörer. „Wie kamt Ihr hinunter?"

„Die Leiche zu bergen war unmöglich in dieser Nacht. Wir hatten genug mit dem andern zu tun, der von Lauener und mir mehr getragen als geführt wurde. Den armen Menschen hatte der jähe Tod seines Freundes völlig von Sinnen gebracht. Mit unsern Pickeln hieben wir ein paar tiefe Stufen ins Eis, um die Unglücksstelle so schnell wie möglich wiederzufinden. Viel Ausicht dazu bestand in diesem Winter freilich nicht. Der Sturm blies immer neuen Schnee aus der Ecke, und bald mußten die Stufen verweht sein.

Vor der unteren Eigerwand stiehen wir noch einmal auf die Gespensterkolonne. Wir waren schon fast aus dem Eis heraus, da tauchte das rote Licht wieder auf. Es schwankte hin und her und fiel wie rotes Blut über den Menschenee. Und dazwischen die vier in ihren wehenden Tüchern, leichthin schreitend,

Gedenktage der Woche.

1. Aug. 1552 Passauer Vertrag.
1799 J. C. Montgolfier †
1870 Gefecht bei Saarbrücken.
1873 Besuch von den Deutschen geräumt.

3. Aug. 1386 Gründung der Universität Heidelberg.
1492 Kolumbus läuft von Palos aus.
1556 Karl V. tritt die Kaiserwürde an Ferdinand ab.
1911 Wilhelmer Reinhold Begas †

4. Aug. 1870 Schlacht bei Weißenburg.
1875 H. Chr. Andersen, Märchendichter, †
1877 Generalfeldmarschall K. F. v. Steinmetz †

5. Aug. 1716 Schlacht bei Peterwardein.
1772 Erste Teilung Polens.
1901 Kaiserin Friedrich †
1908 Zeppelins Luftschiff bei Echterdingen verbrannt.

6. Aug. 1806 Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder.
1870 Schlacht bei Wörth; Erstürmung der Spicherer Höhen.

7. Aug. 1106 Kaiser Heinrich IV. †
1495 Ewiger Landfriede zu Worms verkündet.
1870 Die ersten französ. Gefangenen in Berlin.
1898 Romanschriftsteller Gg. Ebers †

8. Aug. 1824 Der Philolog F. A. Wolf, der von 1783 bis zur Aufhebung der Universität durch Napoleon Professor der Philosophie (Pädagogik) in Halle war (Gedenktafel an seinem Wohnhause in der Brüderstraße), †
1870 Straßburg eingeschlossen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140802026/fragment/page=0001

als gingen sie auf Moos. Unter ihnen aber befand sich ein Fünfter, den wir vorher einige hundert Meter weiter oben nicht gesehen hatten. An Buchs und Größe gleich er dem toten Genossen im Gletschergrab. Selbst seine graubraune Joppe und seinen runden Filz mit dem Gemsbart erkannten wir im Blitzschein des roten Lichts.

Wir hatten nicht den Mut, noch einmal ein Zeichen zu geben. Mit Grauen sahen wir sie gegen den Fels schreiten, wo sie bald, wie vom Sturmwind verweht, für immer verschwanden.

Andres Lauener erzählte mir unten in Scheideck, daß er am Ende seiner Kräfte gewesen sei. Nur die Sorge um unseren Bergast habe ihn bis zuletzt aufrecht erhalten.

Und nun, Ihr Herren, wollen wir schlafen. Wir haben morgen denselben Weg zu gehen, den wir in der Sutrmnacht machten.. Unter der Berglihütte zeige ich Ihnen das Grab des Abgestürzten im Eis. Gefunden haben wir ihn nicht, obwohl wir tagelang nach ihm gesucht haben."

Mondschein.

Erzählung von Kurt Busolt.

An einem Sommerabend stand eine junge schlanke Dame in Bozen auf dem Bahnsteig und schaute nach dem Zuge aus, der sie über den Brenner nach München führen sollte. Auf der Bank neben sich hatte sie einen kleinen Reisekoffer untergebracht, an dem ein Stizzenbuch, ein Malkasten und ein ungeheurer Sonnenschirm gebunden waren. Sie sah in ihrem grauen Reisekleid und dem von vielen weißen Schleiern umwickelten großen hellen Hut sehr ansprechend, so ansprechend aus, daß der Stationsvorsteher sich auf ihre Frage nach der Ankunftszeit des Zuges nicht mit der geschäftsmäßigen Antwort begnügte, sondern sich erkundigte, ob das gnädige Fräulein sich längere Zeit in Bozen aufgehalten habe. Nein, nur zwei Stunden . . . Das sei bedauerlich, denn eine schönere und malerische Stadt . . . habe wohl er einen Blick auf ihr Gepäck . . . gäbe es in weitem Umkreise nicht.

Sie glaubte es gerne, hätte auch das Wenige bewundert was sie gesehen hätte. Indessen hätte ihr Reiseplan es ihr nicht gestattet, sich länger aufzuhalten. Am meisten bedauerte sie aber, daß sie den Brennerpaß im Dunkeln passieren würde. Sie hätte Bozen schon um die Mittagszeit verlassen wollen, leider aber Verspätung gehabt. Jetzt bliebe ihr nichts übrig, als die prachtvolle Strecke über den Brenner zu durchschlafen. Das war das Aergerlichste, das sie auf der ganzen Reise erlebt hätte.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, Sie haben ja heute ein ganz besonderes Glück", rief der Beamte eifrig aus. Wir haben diese Nacht Vollmond, und nie ist der Weg über den Paß entzückender als beim Mondschein."

Das lebhafte Gesicht der Dame klärte sich auf. Daran hatte sie nicht gedacht. Diesen Genuß würde sie sich sicher nicht entgehen lassen. Dafür konnte sie morgen am Tage in München schlafen. In diesem Augenblick fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Der Vorsteher nahm galant ihren Dankoffer und trat damit an ein Abteil 1. Klasse. „Ach nein," rief sie lächelnd aus, „so weit habe ich es noch nicht gebracht. Ich bin erst Anfängerin in meiner Kunst und fahre natürlich 3. Klasse." Er lächelte verständnisvoll, öffnete die Türe, reichte ihr das Handgepäck hinein und wünschte ihr eine gute Reise. Im Zug waren nur wenige Passagiere. Hinten im letzten Abteil hörte sie einen lustigen Gesang. Es waren wohl die Studenten, die sie vorher auf dem Bahnsteig bemerkt hatte. Sonst war sie ganz allein. Die Ruhe tat ihr wohl. Sie hatte einen schweren Tag hinter sich. Die Reise von Venedig in der großen Hitze und mit den vielen Menschen war recht ermüdend gewesen.

Der Zug hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt und kroch jetzt langsam den steilen Bergpfad empor. Der Gesang hörte allmählich auf, nur im Nebenabteil schnarchte jemand. Emma von Alten hatte aber keine Lust zum Schlafen. Sie stand auf, nahm den Hut ab, band den weißen Schleier lose um ihr schwarzes Haar, trat auf den Seitengang hinaus, und ließ ein Fenster nieder. Einen Augenblick später öffnete sich die Tür des letzten Abteils, und ein junger Herr trat heraus. Auch er ließ ein Fenster nieder, zog die Uhr heraus und sah nach der Zeit. Dann wandte er sich plötzlich an sie und sagte: „Das gnädige Fräulein wollen wohl auch die Nacht durchwachen, um die Berglandschaft im Mondschein zu genießen?" In seiner Stimme, in der ganzen natürlichen Art der Anrede, in seinem frischen klugen Gesicht lag etwas, das sie gleich für ihn einnahm, und sie antwortete munter: „Wer könnte jetzt wohl schlafen und sich einen solchen Genuß entgehen lassen! Es muß ja herrlich sein. Ich kenne die Gegend noch nicht." „Ich fahre hier heute zum zwanzigsten Male," entgegnete er, „indessen habe ich auch noch nicht das Glück gehabt, den Brenner in Mondscheinbeleuchtung zu genießen. Deshalb werde ich Ihnen, wenn Sie gestatten, beim Wachen Gesellschaft leisten."

Eine Viertelstunde später wußte er, daß sie aus dem Norden stamme, daß sie sich als Malerin studienhalber in Italien aufgehalten habe, und sich jetzt auf der Heimreise befinde. Und sie erfuhr, daß er gegenwärtig in Innsbruck lebe, Philosophie studiert habe und demnächst den Doktor machen wolle. Dann kam ein gemeinsamer Lobgesang auf das entzückende Land da unten im Süden, das sie erst heute morgen verlassen hatten. Und schließlich führte er sie von der einen zur andern Seite des Wagens, erklärte ihr die vielen Schönheiten, die sie unterwegs trafen, und machte sie auf die ungeheuren Schwierigkeiten aufmerksam, die sich beim Bau dieser großartigen Bahn der Ingenieurkunst in den Weg gestellt hatten. Und während sie sich so über Menschen und menschliche Arbeit unterhielten, war es, als zöge ihre Unterhaltung engere und engere Ringe, und schließlich sprachen sie von sich selbst, ihrer Tätigkeit, ihren Büchern und Studien, von Kunst und Geschichte.

Dabei entdeckte sie zu ihrer Freude, daß sie viele gemeinsame Bekannte und Interessen hatten, die sie einander näherbrachten. Und während der Zug immer und immer höher stieg, war der Mond in voller Pracht herausgekommen. Er warf seinen zitternden Silberglanz über schäumende Wasserfälle und reißende Gebirgsströme. Die Tannen vor ihnen wurden dunkler als die Nacht selbst im Schlagschatten, aber die Buchen leuchteten in dem klaren Licht des Mondes hellgrün. Und es wurde kälter und kälter. Sie hüllten sich in ihre Schals und sahen ganz vertroten aus, als der Schaffner an sie herantrat und sie darauf aufmerksam machte, daß sie jetzt den höchsten Punkt erreicht hätten. Dann ging die Fahrt bergab an schneebedeckten Abhängen und lustig sprudelnden Bächen entlang, die im Mondschein wie Silber glitzerten.

„Kommen Sie," sagte er plötzlich, „jetzt sollen Sie die Aussicht ganz genießen. Hier haben wir keine weiteren Tunnels. An dem einen Ende des Wagens führt eine Treppe zum Dach hinauf." Er ging voran und reichte ihr die Hand, und sie standen beide mit den Köpfen in freier Luft, die Landschaft unter sich ausgebreitet, da. Vor Freude hätte sie laut aufjauchzen können. Wie hätte sie geglaubt, daß die Welt so schön sei. Es war ihr, als seien sie allem Alltäglichen, allem Irdischen entrückt! Das ganze erschien ihr wie ein Märchen ohne Anfang und Ende. Dabei mußte sie sich an seiner Schulter halten, da der Wagen stark hin und her schwankte.

Der Vollmond stand jetzt gerade über ihren Köpfen. Sie konnte es nicht unterlassen, in ihres Begleiters kluges, hübsches Gesicht zu schauen, das sie so unmittelbar vor sich hatte. Sie schwiegen beide, als seien die Worte zwischen ihnen überflüssig. Die Stille drückte sie aber nicht. Sie war nur wie eine Fortsetzung ihrer Rede, die von Herzen kam und zu Herzen ging . . . und unter seinem Blick, der immer in ihrem ruhte, begann sie unruhig zu werden. Kam er ihr nicht all zu nahe, kam er nicht hinter ihre innersten Gedanken, drang er nicht ganz tief in ihre Seele ein? . . . oder war es nur der Mondschein, der sie beide in seinen Zauberkreis gezogen hatte. Sie zog plötzlich die Hand zurück, die sie zur Stütze auf seine Schultern gelegt hatte. Aber schon im nächsten Augenblick war sie wieder auf ihrem Platz. Denn der Wagen, der sich gerade in einer Kurve befand, schwankte wieder bedenklich. Doch — was mochte das nur sein? Vorn strahlten und leuchteten Tausende von Flammen. Es war das Lichtmeer einer großen Stadt. Innsbruck? fragte sie erschrocken und brach damit das Schweigen. — Er fuhr aus seinen Gedanken auf. „Ist es möglich? Sind wir schon so weit! Damit bin ich am Ziel." Sie stieg vor ihm die Treppe hinab, und er holte schnell seinen Koffer. „Aber Ihre Kommilitonen. Haben Sie sie geweckt?" „Dazu ist Zeit genug, wenn der Zug hält. Bis dahin bleiben uns nur noch fünf Minuten zum Abschied nehmen. Adieu!" Er reichte ihr die Hand, und sie legte die ihrige in die seine. Er hielt sie fest, und seine dunklen Augen, die plötzlich so ernst wurden, forschten in ihr. Dann hob er ihr die Hand und küßte sie. Sie errötete und ihr Herz fing an zu klopfen. Sie versuchte es, ihm sanft ihre Hand zu entziehen, er hielt sie aber fest.

„Nie", sagte er schnell und warm, „hat der Mond wie diese Nacht im Gebirge geschienen." Im selben Augenblick wurde in der Nähe eine Tür aufgerissen, und vier Musensöhne stürmten heraus. Dann folgte eine grobknochige Tirolerin. Es war die Schnarcherin. Der Zug heulte und pfiff. Dann hielt er mit einem Ruck. — Station Innsbruck. — Nur noch einen letzten Gruß, und er sprang aus dem Wagen. Hoteldiener und Gepäckträger belagerten die Trittbretter und das Läutewerk ließ unausgesetzt seine Signale ertönen.

Emma war ans Fenster getreten und blickte hinaus. Draußen zwischen den vielen Menschen kein einziges bekanntes Gesicht. Sie empfand Hunger und Durst, hatte aber keine Lust, sie zu stillen. Damit hätte sie sich dem Zauberbann der Märchenwelt gewaltsam entrückt, und das wollte sie nicht. Erst als sie ein ganzes Stück hinter Innsbruck war, blickte sie in die Landschaft hinaus.

Dann ließ sie alle Fenster nieder. Der Morgen dämmerte über Tirol, ein kühler, frischer Morgen mit einer so reinen Luft, als gehöre sie nicht dieser Erde an. Die Bäche, die hoch aus dem Gebirge kamen, schäumten wie opalfarbiges Vermutter über den steinigen Grund. Der Himmel war im Osten goldigrot, aus der Wiese stiegen Nebel und Dämpfe, die sich wie weiße Schleier hoben und senkten, die schlanken zarten Fichten umspielten, über das Gras hinglitten und schließlich, wie vom Wasser des Gebirgssees aufgesogen, verschwanden.

Dann wich ein glänzender, weißer Berggipfel zur Seite, und hinter ihm, wo die Aussicht weit wurde und der Boden sich erhob, zeigte sich die Sonne, flammend rot, und in der Ferne sah sie Münchens hohe Türme und Spitzen. Das Märchen war aus; der Zauberbann des Mondes war gebrochen.

Liebesboten.

Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Gei er auch einsam und allein;
Es will ihn alles lind umfassen,
Es will ihm alles Bote sein.

Die Täler blühn, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen, wo er zieht;
Und manche trauten Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren munteren Schwingen fort,
Und seine Grüße halten wieder
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Wehn und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
So kann er Liebeskunde tauschen
In weiter Welt auf jeden Schritt.

Und selbst des Himmels goldne Sterne
Sind seiner Liebe zugetan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zum Herzen lichte Bahn.

Und alles will ihn lind umfassen,
Und alles will ihm Bote sein —
Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Gei er auch einsam und allein.

Ludwig Pfau.

Ein schwerer Fall.

Von Käthe Helmar.

„Es ist zu sonderbar!" . . . Ingenieur Jähler schüttelte befremdet den Kopf und blickte seine Nachbarin mit forschenden Augen an, als ob er sie zum ersten Male sähe. Ihr Mund mit den roten Lippen schien ihm heute jünger, die großen grauen Augen lebhafter und wärmer als je.

„Ja, aber was ist denn so merkwürdig daran? Bin ich denn seit gestern ein anderer Mensch geworden? Erna gucft mich mal an. Seh', ich verändert aus?"

„Du, Tante Lisbeth? Nein. Du siehst doch genau so aus wie alle Tage", lachte das Kind. Dann ging es ein paar Schritte weiter, pflückte am Wegrande Blumen und fragte: „Papa, was ist das?"

„Das ist Steinklee und da drüben steht Thymian", antwortete ihr Lisbeth Spitzner statt des Vaters der Kleinen, der gar nicht zugehört hatte.

„Siehst du, Papa, Tante kennt alle Pflanzen. Warum weißt du das nicht?"

„Papa ist länger aus der Schule raus als ich und hat das wieder vergessen. Aber nun pflück' mal da hinten die schönen Gräser. Die nimmst du mit nach Hause und stellst sie in eine Vase. Und wenn du sie angucft, dann denkst du an Tante Lisbeth und an die schönen Wochen auf der Insel Mön."

„Was müssen Sie von mir denken", begann Reinhart Jähler wieder. „Wie taktlos bin ich Ihnen erschienen!"

Lisbeth lächelte. „Weil Sie stets so abfällig von studierenden Frauen sprachen? O, ich wußte ganz gut, daß Sie meinen Namen im Fremdenbuch falsch nachgelesen hatten. Sie sind ja nicht der einzige.

Alle im Hotel halten mich für eine „Frau Doktor", titulieren mich „gnädige Frau" und ahnen nicht, daß ich eine ledige Aerztin bin. Es war ja auch ganz gut so."

„Aber warum", beharrte er, „warum ließen Sie auch mich im Irrtum?"

Er dachte daran, daß sie seit Wochen hier täglich zusammen gewesen. Eine ruhige, glückliche Zeit war es für sie gewesen. Zuerst hatte sich seine Kleine an die einzige Landsmännin im Liseluender Hotel angeschlossen; dann stellte sich Reinhart dieser sympathischen Dame vor, die er für die Frau eines Arztes hielt. Sie spielten mit Erna am Strande, sie machten gemeinsame Spaziergänge, und bald hatte er, der seit vier Jahren Witwer war, ihr die einfache Geschichte seiner kurzen Ehe erzählt. Daß sie nie von ihrer Familie gesprochen, war ihm wohl aufgefallen. Aber er wollte sie mit indiskreten Fragen nicht belästigen. Er fürchtete, durch ein unbedachtes Wort die Harmonie dieser herrlichen Tage zu zerstören.

Und nun, am letzten Abend seines Aufenthaltes hier, erfuhr er erst, wer sie war. Denn Lisbeth hatte gestern Erna ihre Berliner Adresse gegeben und sie gebeten, so oft zu ihr zu kommen, als sie nur wollte.

„Lisbeth Spitzner, Dr. med." stand auf der Karte. Die Reinhart noch in der Hand hielt und nervös auf- und zuklappte.

Die Aerztin sah ihn mit ihren großen Augen an; er fühlte den warmen Blick bis ins Innerste.

„Warum ich auch Sie in dem Irrtum ließ? Ganz einfach: weil es für mich bequemer ist, als Frau zu gelten. Ein Fräulein Doktor ist immer noch eine Art Sehenswürdigkeit, obgleich diese weibliche Gattung sehr im Zunehmen ist. Eine Frau Doktor hingegen hat den soliden Titel ihres Mannes, sie gehört zu einer bekannten Rubrik von Weibern; — jedenfalls hat sie in den Augen aller Oberkellner und Männer überhaupt eine Existenzberechtigung. — —"

„Erlauben Sie mal —"

„Bin ich zu deutlich, Herr Jähler? Ich will natürlich von der allgemeinen Anschauung reden und von keinem besonderen Falle. Also, deshalb hielt ich es für überflüssig, meinen Titel zu regulieren. Denn aber war mir die Erholung auch unbedingt nötig, denn ich habe in den großen Ferien zwei Kolleginnen vertreten; da war mir's lieb, nicht als Dr. med. zu gelten, weil doch oft unterwegs die Leute Konsultationen schinden. Vielleicht verstehen Sie nun . ."

„Nein, hätte ich's gewußt . . ."

„Ich glaube nicht, daß das irgendwie etwas geändert hätte. Wir sind doch gute Leute geworden, trotz Ihrer Abneigung gegen die arbeitende Weiblichkeit." Sie reichte ihm die Hand und nun sah er, was er bisher nie beachtete, daß sie keinen Ring trug. Es waren energische weiße schlanke Finger mit kurz gehaltenen rosigen Nägeln. Er zog die Hand an seine Lippen und würgte an den Worten, die er Lisbeth sagen wollte. Worte, die er sich in der letzten schlaflosen Nacht zurechtgelegt, und die er doch nicht auszusprechen wagte, wenn er ihr in das klare Gesicht sah mit den starken Brauen über den großen Augen.

„Papa", hörte er da Erna rufen, „komm doch mal, ich kann hier nicht mehr allein runter". Sie war auf einen Felsen geklettert und winkte mit der Hand.

Lisbeth eilte mit wenigen Schritten zu dem Kinde. Aber der einzelstehende Fels war höher, als sie mit dem Arm erreichen konnte. „Bleib nur ruhig sitzen, Papa hebt dich herunter."

Reinhart Jähler, der Lisbeth um einen Kopf überragte, breitete seine Arme aus, um Erna aufzufangen. Doch das Kind sprang so unglücklich, daß er mit der Hand heftig an den Stein stieß und vor Schmerz zusammensackte, während er Erna in das Gras fallen ließ. Sie zeigte Lisbeth stolz die gesammelten Gräser und ging Arm in Arm mit ihr nach dem Hotel.

„Sie haben ja Ihre linke Hand beim Essen gar nicht gebraucht, Herr Jähler. Haben Sie sich verletzt?" Lisbeth sah an einem kleinen Tisch zwischen Erna und ihrem Vater. Es war ihr aufgefallen, daß Jähler wenig gegessen und offenbar bestrebt war, einen starken Schmerz zu verbeißen.

„Ja, es tut vermünscht weh." Er hob die Hand und sie sah, daß der Mittelfinger rot und stark geschwollen war.

„So halten Sie doch die Hand hoch und lassen Sie sie nicht wieder hängen. Was ist denn das?"

„Ach, kein schwerer Fall. Es lohnt sich nicht, deshalb eine Konsultation bei Ihnen zu schinden", versuchte Reinhart zu scherzen. Vorhin, als Erna von dem Felsen runtersprang, habe ich mich wohl gestoßen."

„Ach, und das sagen Sie erst jetzt? Das soll natürlich männlich sein, Herr Jähler! Sehen Sie, nun könnte ich mal den Spieß umdrehen und mich über den sogenannten männlichen Mut, der häufig sehr unangebracht ist, lustig machen. Aber ich will mich nicht revanchieren. Sie sollen sogar eine oder noch mehr Konsultationen bei mir schinden. Kommen Sie nur schleunigst in Ihr Zimmer, damit ich untersuche, was das ist."

Sie stand auf, nahm Erna an die Hand und ging hinter Reinhart die Treppe hinauf.

„Setzen Sie sich da ans Fenster", befahl sie kurz und begann, die Hand zu untersuchen. Dann klingelte sie dem Kellner und schrieb ihm auf einem Zettel auf, was sie zum Verbinden brauchte.

„Der Finger ist gebrochen. Ich muß gleich einen Verband machen. Sie können morgen nicht gut reisen. Wollen Sie, daß ich Sie weiter behandle oder soll ich einen hänischen Arzt zuziehen?" fragte sie kalt und sachlich.

Er aber freute sich über die Worte, die so kalt klingen sollten, freute sich über den gebrochenen Finger und hätte sich gern noch wer weiß verletzt, um Lisbeth in seiner Nähe zu behalten. Denn heute war ihm erst klar geworden, wie sehr sie lieben gelernt hatte.

„Sie besitzen mein vollstes Vertrauen", versicherte er im Geschäftston, ließ sich den Finger verbinden und versprach, die Hand so wenig wie möglich zu bewegen. „Wie lange dauert denn die Sache?"

„Für gewöhnlich heilt ein gebrochener Finger in ungefähr zwei Wochen. Die Weichteile scheinen nicht verletzt zu sein. Sobald eine Quetschung hinzukommt, ist's langwieriger. Das hätten Sie dann Ihrem höchst überflüssigen Mute zu verdanken, mit dem Sie die Sache zu verheimlichen wollten."

Reinhart ließ sich mit Behagen ausschelten, und nachdem Lisbeth gegangen, sah er den verbundenen Finger immer wieder liebevoll an, während Erna ihm mitleidig den Arm streichelte.

Am nächsten Morgen machte das Fräulein Doktor gleich nach dem Frühstück den Krankenbesuch. Sie trug ein einfaches blaues Leinenkleid mit plissiertem weißem Umlegekragen, und der schlanke Hals mit dem feinen Gesicht saß darauf wie auf einem Präsentierteller.

„Es ist mir schlecht gegangen", klagte Reinhart, Lisbeth faßte vorsichtig die Hand an und suchte nach schmerzhaften Stellen: „Tut es hier weh?"

„Gar nicht."

„Hier?"

„Auch nicht."

„Da?"

„Nein."

„Aber dann haben Sie eingebildete Schmerzen."

„So?! Es ist mir aber doch schlecht gegangen. Weil ich Sie nämlich so lange nicht gesehen habe, gnädige . . . Fräulein Dok . . . Nein, das ist ein unmöglicher Titel. Ich kann mir nicht helfen; ich muß Sie Lisbeth nennen. Darf ich?"

„Wo ist denn Erna. Die Aerztin sah sich um.

„Ich habe sie mit dem Hausmädchen baden geschickt. Weil ich nämlich allein sein wollte, um Sie was zu fragen."

„Nun?"

„Also ehrlich, wie denken Sie über mich?"

Lisbeth sah ihm prüfend ins Gesicht. „Aber, Herr Jähler. Sie werden sich doch nicht für kränker halten als Sie sind. Der Fall ist wirklich höchst einfach. Natürlich haben Sie eine schlechte Nacht gehabt. Das sieht man Ihnen an. Uebrigens, wenn es Sie beruhigt, können Sie in ein paar Tagen nach Kopenhagen fahren und dort einen Arzt konsultieren."

Jetzt sprang Reinhart vom Stuhl auf. „Sie wollen mich nicht verstehen. Bedeutet das ein „Nein" auf meine unausgesprochene Frage?"

„Vor allen Dingen setzen Sie sich und halten Sie die Hand still. Sie sind Patient und ich werde mich hüten, Ihre Schwäche zu mißbrauchen. Das wäre unverantwortlich von mir. Vielleicht fiebern Sie sogar!"

„Lisbeth", bat Jähler, und wagte sich nicht zu rühren, als er ihre kühle Hand auf seiner Stirn fühlte. „Wäre es Ihnen denn ganz unbeliebig, daß Sie als meine Frau glücklich werden könnten?"

„Ein schwerer Fall!" entschied die Aerztin mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln. „Zur Reisezeit greift diese Krankheit — ich meine das Verlieben — oft epidemisch um sich. Und ich fürchte . . ."

„Sie fürchten?"

„Ich fürchte, ich habe mich infiziert."

„Sind denn wirklich alle Anzeichen da? Sie irren sich nicht?" fragte Jähler voller Hoffnung.

„Alle!" versicherte Lisbeth, und ihr künftiges Lebensgefährte reichte ihr glücklich die gesunde Hand.

Wo das Vertrauen fehlt, da fehlt dem Krug der Liebe seine schönste Blume.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Ehret die Rechte der Natur, folgt dem Zug der Liebe, so bedürft ihr keiner Gesetze.
Iffland.

Allerlei Sitten bei der Geburt der bosnischen Türken.

Von H. Pfiffl.

Die bosnische Frau sieht ihren größten Stolz in einer stattlichen Kinderschar. Das schwerste Unglück, welches ihr widerfahren kann, ist Kinderlosigkeit; denn ihr Mann hat dann das Recht, sich zu verstoßen. Mag eine wohlhabende, aber kinderlose Türkenfrau noch so sehr mit Glücksgütern gesegnet sein, sie wird von Kolleginnen bedauert. In manchem Volksliede wird die Trauer über Kinderlosigkeit ebenso betrunen wie die Freude über Kindersegen.

Nach der abergläubischen Anschauung der mohammedanischen Frauen bewahrt kleiniges Almosengeben an mittellose Frauen vor Kinderlosigkeit.

Vor der Geburt des Kindes hat die Türkenfrau der Sorgen gar viele; der herrschende Aberglaube verlangt die Befolgung einer Unzahl unbequemer Vorschriften. Es sollen einige davon aufgezählt werden.

Um schöne Kinder zu bekommen, ist es gewissen, Quittenäpfel sowie Pomeranzen zu verspeisen. Die Frau soll trachten, einer Schlange zu begegnen, um einen langlebigen und glücklichen Menschen das Leben zu schenken. Sie vermeide es aber, einen Hasen in den Weg zu kommen! Trifft sie einen solchen, so soll sie lieber ihren Spaziergang unterbrechen; auch soll sie sorgfältig darauf achten, daß ihre Teller, Gläser und Töpfe tadellos bleiben, weil das Kleine sonst eine gespaltene Lippe mit auf die Welt bringen würde. Frauen, die in der Zeit der Erwartung über andere Leute wipeln, würden schielende Kinder gebären. Mit unreinen Händen essen, könnte dem künftigen Weltbürger sofort eine Hautkrankheit verschaffen. Die Wünsche der Frau bezüglich der Nahrung sollen unbedingt erfüllt werden, sonst müßte die junge Mutter sterben. Muttermale bekommen die Kinder dadurch, daß die eine Speise des Verborgenen berührende Frau irgendeine Stelle ihres Körpers berührt, an der gleichen Stelle des Kindeskörpers entsteht dann die dunkle Hautfärbung. Die zukünftige Mutter begegne je keinem Leichenzuge und höre keine Schauergeschichten an, falls sie kein furchtsames und leichenhaftes Kind bekommen will. Jene Frau, welche süßes Blut hat, gebärt tote Kinder; denn sie liti im Schlafe an Alpdrücken, da den Vampyren ihr Blut so gut schmecke. Fehlgeburten können vermieden werden, wenn die junge Frau aus dem Hufeisen eines verendeten Pferdes einen Ring verfertigen läßt, den sie bis zur kritischen Stunde bei sich tragen muß, worauf er dem Neugeborenen unter die Kissen gelegt wird. In den Vorhallen der Moscheen werden stets einige Tragbahren für die Verstorbenen aufbewahrt. Aus einer solchen nun mögen um die Geburtsstunde Nägel gegogen und daraus Ringe geformt werden, welche am Leibe getragen und später bem Säuglingen an das Häubchen genäht werden zum Schutze gegen Hexen. Von einem von Wölfen zerrissenen Lamm ein Stückchen Wolle genommen und nach sorgfältiger Reinigung versponnen, hilft gegen Schwächlichkeit der Kinder, wenn aus der Wolle eine Leibbinde verfertigt und dem Kinde umgelegt wird. Auch hilft es, wenn neun Witwen je ein Stückchen Leinen verschenken, aus dem dann ein Kinderhemdchen genäht wird; dieses Mittel soll Wunder wirken und das Kind sicher am Leben erhalten. Wenn die schwere Stunde der Frau naht, müssen die Bestatter der Freundinnen entfallen; denn sie haben doch irgendwelche Sünden auf dem Gewissen und diese müssen man von der armen Frau durch große Schmerzen abgebüßt werden. Eine Feuerzange bei sich zu haben und sie beim Gehen als Stütze zu gebrauchen, kann der jungen Frau nicht genug angeraten werden; denn ihr Klang verscheucht alle Scheinen, Dschinn und Ghelschtine (Gattung Teufel und Zauberinnen); man pflegt daher den Boden ein Miniaturzangelein am Häubchen zu befestigen.

Fromme Pilger bringen aus Arabien eine „heilige" Wurzel mit, die angeblich der Hand der jüngsten Tochter Mohammeds ähnelt. Wenn diese Wurzel ins Wasser gelegt wird, löst sie sich auf; die Lösung aber gibt man der Gebärenden als Zaubertrank. Widersteht die Wurzel der Einwirkung des Wassers, so ist das ein Zeichen, daß die Frau möglicherweise sterben, zumindest schwer zu leiden haben wird.

Man kann auch einen Rosenkranz ins Wasser legen und von dem Wasser die Frau trinken lassen. Endlich nimmt man einen Koran, über welchen gebeugt die Gebärende Wasser trinkt. Auch Zuckerwasser muß sie einnehmen und sich dabei aus dem Koran vorlesen lassen, ja sogar aus einem Siebe Wasser trinken.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140802026/fragment/page=0002